

Warum Lesen

Mindestens 27 Gründe

Bibliothek Suhrkamp

SV

Bibliothek Suhrkamp

Warum Lesen Mindestens 24 Gründe

Herausgegeben und mit einer
Nachbemerkung von
Katharina Raabe und Frank Wegner

Suhrkamp Verlag

Erste Auflage 2020
Originalausgabe

© Suhrkamp Verlag Berlin 2020

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie,
Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung
des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer
Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Gestaltung und Satz: Pauline Altmann, Berlin

Druck: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-07399-5

Warum Lesen
Mindestens 24 Gründe

Für Raimund Fellingner

Inhalt

Clemens J. Setz	<i>Der Fall des Henry Bemis</i>	10
Katja Petrowskaja	<i>Tausendundein Buch</i>	15
Andreas Reckwitz	<i>Kleine Genealogie des Lesens</i>	31
Friederike Mayröcker	<i>kannst du mir die Welt erklären?</i>	46
Marcel Beyer	<i>Lesen im Kaninchenbau</i>	50
Eva Illouz	<i>Dreimal Lesen</i>	61
Annie Ernaux	<i>Trennen, Verbinden</i>	79
Rachel Cusk	<i>Annie Ernaux lesen</i>	89
Jürgen Habermas	<i>Warum nicht lesen?</i>	99
Nicolas Mahler	<i>Warum Comics lesen?</i>	124
Thomas Köck	<i>Autonomie und Unsinn</i>	131
Wolf Singer	<i>Immaterielle Realitäten</i>	148
Esther Kinsky	<i>The Lie of the Land</i>	164
Serhij Zhadan	<i>Die guten schlechten Bücher</i>	182
Hartmut Rosa	<i>Vom Wunder narrativer Resonanz</i>	196
Dževad Karahasan	<i>Stille Ekstase</i>	218
Alejandro Zambra	<i>Fragen eines lesenden Vaters</i>	232
Maria Stepanova	<i>In einer fremden Haut</i>	241
Michael Hagner	<i>Lionel, der Leser</i>	255
Sibylle Lewitscharoff	<i>Das wild schlagende Leseherz</i>	271
Hans Joas	<i>Bitte um Auskunft</i>	285
John Jeremiah Sullivan	<i>Im Kiefernwald</i>	295
Oliver Nachtwey	<i>Lesen in der regressiven Moderne</i>	305
Enis Maci	<i>EXIT DOES NOT EXIST</i>	321
Katharina Raabe & Frank Wegner	<i>Einladung ins Freie</i>	329
Anmerkungen	335	Biographien 341
		Nachweise 347

01

Clemens J. Setz
**Der Fall
des Henry
Bemis**

Bekanntlich kam nach *The Twilight Zone* (1959 bis 1964) kein vernünftiges Fernsehen mehr. Eine der besten und bekanntesten Folgen nennt sich *Time Enough at Last* und handelt von dem kauzigen Bankangestellten Henry Bemis. Henry liebt Bücher. Den ganzen Tag sitzt er da, mit der Nase in einem Buch, glücklich und aufgehoben in den Fiktionen. Seine Frau hasst ihn dafür. Sie übermalt in einem Buch die Zeilen seiner liebsten Gedichte mit schwarzer Tinte. Auch sein Chef in der Bank sieht es nicht gern, wenn Henry während der Mittagspause in einem Buch blättert. Also schließt sich Henry eines Mittags im Tresorraum ein, um endlich ungestört in *David Copperfield* lesen zu können. Als er wieder herauskommt, muss er feststellen, dass die ganze Welt von einer Bombe zerstört worden ist. Mehrere Tage lang irrt er durch

die Straßen, ruft nach Überlebenden, doch er findet nur Ruinen und Abfall. Das ist kein Leben mehr. Henry beschließt, sich umzubringen.

Gerade als er sich den Revolver an die Schläfe setzt, entdeckt er in der Ferne die umgestürzte Eingangssäule der Public Library. Er eilt hin – und tatsächlich, überall liegen Bücher verstreut: Dickens, Shelley, Keats, es sind alle da! Alle Bücher dieser Welt! Er wird sie lesen, er wird sie alle lesen! Jetzt, da die ganze Menschheit bei der Explosion getötet worden ist, hat er endlich genug Zeit! Auf den Stufen der Bibliothek liegt ein Buch im Staub. Der Zuschauer kann nicht erkennen, welches es ist, denn nichts steht auf dem Umschlag. Henry bückt sich nach dem Buch. Und da, ach, fällt ihm natürlich seine Brille vom Gesicht und die Gläser zerbrechen. Er kann nichts mehr erkennen, nichts mehr lesen. Er ist verloren.

Frechheit. Einfach so eine Figur zu erfinden und sie dann so zu bestrafen. Aber gut, es ist eine Parabel, da ist das fast immer so. Henry Bemis sollte vor den Gefahren der Abkapselung warnen. Und vielleicht auch davor, den eigenen geheimsten und innigsten Wunsch wirklich erfüllt sehen zu wollen. Der Fehler dieses Schutzpatrons aller Lesebesessenen, so könnte man denken, ist nicht das Missgeschick mit der zerbrochenen Brille, sondern das Sich-Einsperren im Tresorraum. Er hätte mit seinen Mitmenschen sterben sollen.

Aber auch das erscheint unfair. Was will uns dieses

Gleichnis nun eigentlich mitteilen? Es geht vielleicht um die Technologie und deren zweifelhafte Überlebensfähigkeit im Angesicht vorhersehbarer Katastrophen. Wir alle werden zu Henry Bemis, wenn unsere Bücher und Schriften nur noch in der Cloud existieren. Ein koronaler Massenauswurf der Sonne, so wie etwa das Carrington-Ereignis 1859, als die meisten damals gerade frisch in den USA installierten Telegraphenstationen in Flammen aufgingen, würde genügen – alle neueren Bücher und Schriften wären sozusagen über Nacht unerreichbar geworden, ein Mythos, eine rasch verblassende Erinnerung.

Aber meine eigenen Deutungen dieser Folge, die ich viele Male im Leben gesehen habe, gehen inzwischen noch in eine andere, etwas spekulativere Richtung. Ich denke nämlich gern über das Buch nach, das Henry im letzten Augenblick, bevor ihm die Brille herunterfällt, von der Treppenstufe der verwüsteten Public Library aufheben will. Welches Buch ist es?

Es ist seltsam, aber manchmal denke ich: Ja, das war genau das Buch, vor dem man ihn bewahren musste. Die Götter mussten eingreifen, um Schlimmeres zu verhindern. Denn ich stelle mir vor, dass es natürlich gerade seine eigene Geschichte ist, die in diesem Buch beschrieben steht. Die gesammelten Skripts von *Twilight Zone* oder so, mit ihm an prominenter Stelle. Aber genau in dem Moment fällt die Brille runter. Und der arme Henry Bemis ist gerettet.

Wir alle stehen in irgendeinem Buch. Ich zum Beispiel stehe ganz am Anfang von Gertrude Steins *The Making of Americans*: »Once an angry man dragged his father along the ground through his own orchard. ›Stop!‹ cried the groaning old man at last, ›Stop! I did not drag my father beyond this tree.« Auch Louie, die Tochter der Familie Pollit in Christina Steads genialem Roman (mit dem etwas misstönenden und völlig falsche Befürchtungen aufspannenden Titel) *The Man who Loved Children* bin ich. Außerdem der Luftballon in Alfred Polgars gleichnamiger Skizze. Und in *The Other Celia* von Theodore Sturgeon bin ich sogar beide Hauptfiguren, Slim und Celia, der spannerhaft herumstöbernde Kind-Mann und die genügsame, aus einer Art Ektoplasma bestehende Außerirdische, eine seltene Konstellation. Der Schulterreiter in Günter Eichs Erzählung *Nathanael* bin ich ebenfalls, aber nur in gewissen Momenten. Dagegen komme ich in Franz Kafkas Erzählungen und Romanen, in den Werken von Bachmann und Frisch, von Goetz und Bernhard und Werner Schwab kein einziges Mal vor. Es erstaunt mich selbst. Ebenso wenig bei den Giganten: bei Tolstoi und Márquez und Edna O'Brien, bei Thomas Mann, Peter Handke und Joyce Carol Oates, bei Isaac Bashevis Singer und Brigitte Kronauer – nichts. Auch nirgends bei Arno Schmidt, bei Kenzaburo Oe, bei Christa Reinig. Nicht einmal eine kleine Statistenrolle in *Axolotl* von Julio Cortázar habe ich, man kann gern nachsehen.

Was wäre aus Henry Bemis geworden, wenn er als letzter Mensch auf der Erde einfach immer weiter gelesen hätte? Nach und nach hätte er, glaube ich, da es ja keine Anderen mehr gäbe und er also die gesamte Menschheit im Alleingang vertreten müsste, sich in ausnahmslos allen Werken wiedergefunden, in endlosen Variationen gespiegelt bis in die geringste Nebenfigur hinein. Die Weltseele hätte sich in ihm zusammengeballt und haarklein ausdifferenziert wie die Farbe Braun im fetten Feldhasen von Albrecht Dürer.

Am Ende sollte man Bücher vielleicht nur lesen, solange man noch Menschen um sich hat. Denn Menschen, egal wie lose sie mit uns verbunden sind, besänftigen die Fiktionen. Deren Macht bleibt aushaltbar und ihre Kenntnis unserer Seelen eine Wohltat. Aber ohne Menschheit? Da werden die Fiktionen monströs. Da wissen sie plötzlich zu viel über dich, über mich. Da ballen sie uns zu etwas zusammen, was nur noch Ausdehnung und keinen Inhalt mehr besitzt. Da werden sie Gott.

Drum wirf, liebe Leserin, solltest du je in eine ähnlich verlockende Falle geraten, die Brille besser fort. Es gibt noch anderes zu tun, jenseits der Menschen.

02

Katja Petrowskaja Tausendundein Buch

Das Buch duftete nach frischer Druckerschwärze, war angenehm zu halten und hatte etwas »Domestiziertes« an sich: *Der blaue Vogel* von Maurice Maeterlinck, illustriert mit zarten Aquarellen von Walerij Traugot. Die waren so »leicht«. Wenn ich das Buch aufschlug, staunte ich jedes Mal, dass sie immer noch da waren und sich nicht mit einem Hauch verflüchtigt hatten. Es wurde zu einem meiner Lieblingsbücher, als ich sieben oder acht Jahre alt war und noch nicht ahnen konnte, dass ich ein symbolistisches Drama las. Das Buch bestätigte etwas, was ich längst wusste und was jedes Kind weiß: dass alle Gegenstände eine Seele haben – aber nur nachts. Brot und Wasser, Milch und Feuer, sogar Uhren haben eine Seele und können sprechen. Seit ich dieses Buch gelesen hatte, glaubte ich, dass alles, was in Büchern steht, wirklich

existiert – eine paradoxe Schlussfolgerung aus diesem symbolistischen Erbe.

Zwei Kinder, Mytyl und Tylytyl, suchen nach einem blauen Vogel, der Glück bringen soll und Heilung für ihre kranke Nachbarin. Sie gelangen in den Palast der Zukunft und sehen dort ungeborene Kinder, die auf ihre Geburt warten; zwei sind ineinander verliebt und müssen bald getrennt werden, da das eine erst Jahrzehnte später als das andere geboren werden soll. Dieses Nicht-Treffen, dieses Nicht-Wiedersehen hat mich damals erschüttert; vielleicht war es eine Vorahnung dessen, was sich einmal als Unvereinbarkeit der Liebe mit Raum und Zeit erweisen würde. Hier begriff ich auch zum ersten Mal, dass es ein Wunder war, zu den eigenen Eltern gelangt und in seiner eigenen Familie geboren zu sein.

Am Ende des Stückes finden Mytyl und Tylytyl ein Vöglein zu Hause, es ist blau genug, um die Nachbarin zu heilen. Aber es fliegt davon, und die beiden wenden sich ans Publikum und bitten um Hilfe beim Fangen, denn dieser Vogel soll ja Glück bringen. Ich war noch viele Jahre lang davon überzeugt, dass ich verpflichtet bin, nach Vögeln zu suchen, die in anderen Büchern leben und Glück bringen können. Sie flogen von einem Text in den anderen, von Jacques Prévert zu Alexander Puschkin, der einem Vögelchen die Freiheit schenkt, und weiter zum Vogelfänger von Eduard Bagrizkij. Ich war von Vögeln besessen. Am Ende meiner Kindheit habe ich

ihn gefunden: einen blau-schwarzen Vogel, in unserem Hof auf dem Dach eines Transformator-Häuschens. Er war schwer krank. Meine beiden Freundinnen und ich pflegten ihn, aus reinem Mitleid, und auch ich bekam eine rätselhafte Krankheit.

So fiel ich monatelang aus dem Leben – aus der »6-Tage-Schulwoche« und ihrem strikten Zeitkorsett. Ich lag im Krankenhaus. Ob es der blaue Vogel war, wussten auch die Ärzte nicht. Viele Bekannte kamen zu Besuch, verdächtig viele. Ich glaube, sie dachten, ich müsste sterben. Ich nahm einen großen Stapel Bücher mit ins Krankenhaus und las. Und nicht nur die Bücher sind mir in Erinnerung geblieben, sondern auch diese Unge-störtheit, diese epische Kontinuität des Lesens. Ich hatte eine merkwürdige Mischung von Büchern ausgewählt: sowjetische Kinderklassik, amerikanische Science-Fiction (war schon Clifford Simak dabei?). Ich erinnere mich, wie ich die »Geschichte von dem Gespensterschiff« von Wilhelm Hauff las, das Buch lag auf dem Bett und ich stand auf den Knien, von Angst gefesselt. Dadurch, dass die Toten-Geister lebendig wurden, habe ich plötzlich die Realität des Todes erfasst. Erst heute wird mir klar, dass Hauff mich stärker erschütterte als der Tod meiner Großmutter einige Jahre zuvor oder eher: ihren Tod habe ich erst in jenem Moment wahrgenommen. Ein erschreckender Befund. Vielleicht habe ich durch das Lesen auch verstanden, dass ich selbst in Gefahr war. Vor vielen

Jahren stieß ich in Stuttgart zufällig auf das Grab von Wilhelm Hauff, und vielleicht bin ich in diesem Jahrhundert die Einzige, die frische Tränen über ihm vergossen hat, in Dankbarkeit für das Mutabor, den Kleinen Muck und das Gespensterschiff.

Das Hauptbuch dieser Krankheit aber war gelb und hatte schwarze orientalische Verzierungen: *Tausendund-eine Nacht*. Obwohl es eine Ausgabe für Kinder war, erinnere ich mich an explizit erotische Szenen, die ich kaum verstand; aber ich erkannte, wie verschachtelt die Erzählungen waren, wie schwindelerregend, dass die Menschen aus der einen Geschichte in der anderen auftauchten, als hätten sie mehrere Leben. Mir scheint, damals ist etwas passiert: Als hätte ich lesend einen anderen Lebensraum betreten. Der Tod flackerte am Rande des Erzählens, blieb an der Schwelle, traute sich nicht hereinzukommen, solange Scheherazade von Karawanen und dem bösen Wesir, von den Liebenden, den Dschinnen und dem Kreislauf der Gnade erzählte. Ob das bereits eine metaphysische Erfahrung war, ein Austritt aus der Realität, die endlose Entfaltung der Welten, worüber ich viel später bei Julio Cortázar las und was ich in den Bibliothekslabyrinthen von Jorge Luis Borges fand?

Lange Zeit las ich nur Märchen, Märchen aus der ganzen Welt, mein Vater hatte Kinderliteratur gesammelt: armenische, kirgisische, ukrainische, tschuktschische, afrika-

nische mit all diesen schlauen bösen Tieren, afghanische, kurdische, italienische und natürlich die skandinavischen. Die Welt war bunt, aber die konkrete Geographie so unerreichbar wie meine Träume. Die indischen Märchen endeten mit der Wendung »und er ging in den Wald, um sich selbst zu begreifen«. Wo dieser Wald lag, konnte mir niemand sagen. Trotz der Unzugänglichkeit der realen Orte waren diese Welten nah, nicht fremd, in meiner Hand und meiner Sprache. Viele Märchen fingen damit an, dass die kleine Welt nicht in Ordnung war, dass irgendetwas fehlte oder erworben werden musste, und man ging auf die Suche, in die große weite Welt hinaus, um später zurückzukehren. Oft fand man das, was man gesucht hatte, bei sich zu Hause, und manchmal kam man zu spät zurück wie Peer Gynt.

Meine Märchenwelt war auch draußen, in dem riesigen Hof zwischen den sowjetischen Plattenbauten meiner Kindheit. Klettern, Schaukeln, Verstecken, Ballspielen, Gummitwist, wann immer Schule und Eltern es zuließen. Doch plötzlich konnte ich keinen Ball mehr fangen, er verschwand Richtung Mond, und auch die Erde war nicht mehr stabil: Myopie, Kurzsichtigkeit. Der anfangs nur leichte Sehverlust hat mich mit einer kräftigen Flutwelle aus dem Hof nach Hause ins Bibliothekszimmer gespült. Ich habe zuerst gar nicht verstanden, dass ich – wie alle in meiner Familie auch – kurzsichtig wurde. Doch dann dachte ich, das gehöre wohl zum Erwachsenwerden dazu.